

Neur Anzeiger

Ämtliches Blatt des Magistrats, der Polizeiverwaltung und des Amtsgerichts der Stadt Hedra

Erscheinungswöchentlich einmal: Mittwoch und Sonnabend mit den illustrierten Wochenbeilagen „Das Leben im Bild“ und „Das Leben im Wort“
Bezugspreis für einen Monat: Bei der Geschäftsstelle und den Postämtern 0,88 Mk.

Schriftleitung: Wihl. Sauer in Koblentz.
Druck, Verlag und Briefadresse: Sauer'sche Buchdruckerei, Koblentz.
Geschäftsstelle in Hedra: Frau Annamaria Weis, Markt 24/25.
Fernsprecher: Amt Koblentz Nr. 21. — Postfachkonto: Leipzig Nr. 22832

Anzeigen kosten: die 43 mm breite Millimeterzeile 5 Pf., die 90 mm breite Millimeterzeile im Blattmetell 15 Pf. Anzeigenannahme an Budentagen bis 12 Uhr mittags.
Bankkonten: Stadtpostkassa Hedra — Banverein Hedra.

Nr. 66

Mittwoch, den 18. August 1926

39. Jahrgang

Wohnungsbau ist notwendig!

Wir sammeln zwischen der Wohnungsgesetzgebung und der Ausführung auf der einen, der Wohnungsgesetzgebung auf der anderen Seite dahin: Millionen von Wohnungen fehlen und brennender als alle anderen Fragen ist dieser immer unerträglicher werdende Zustand des Wohnungsmangels geworden, der überall besteht, auf dem Lande ebenso wie in den Städten, den großen wie den kleinen. Es gibt ja hier und da Freie Wohnungsbau, aber für Erwerb ist zu teuer, die Miete ist hoch, doch keineswegs in der Höhe für Mittelstand und Arbeiterklasse. Die Reichsregierung hat ein Programm — obwohl das von Bestimmungen befreit wird — hat einen Kredit von 200 Millionen zur Verfügung, was sehr in Betracht, mit dessen Hilfe Millionen von Wohnungen mehr bauen lassen als vorhersehen war, will freilich insgesamt 120 Millionen Kredit zur Verfügung stellen — alles ganz schön und gut. Man hat dabei aber immer die Empfindung, daß die Zahlen den Worten allzuweit entsprechen, weil man sich eben über das Brennen der Frage zu wenig klar ist. Hat doch selbst der preussische Wohnungsbaukommissar ein lautes Loblied auf die Wohnungsbaupolitik seiner Regierung gesungen — aber der Wohnungsbau hat gerade in diesem Jahr den Erwartungen in keiner Weise entsprochen.

Wir haben mindestens 300 000 erwerbsfähige Bauarbeiter! Jetzt läßt sich berechnen, welche große Massen von Wohnungen gebaut werden könnten, wenn die für diese Arbeiterkosten ausgebenen Gelder wirklich produktiv verwendet würden, den Erwerbslosen dadurch Arbeit und Erwerb verschafft würde. So aber gehen die Millionen und Abermillionen dahin, nur um die 200 000 am Leben zu erhalten. Schon jetzt sich der Sommer und der Wohnungsbau ist ein Saisongewerbe, das ein harter Winter zum Stutzen bringt. Allgemeiner Ansicht nach hat die Schwerkraft des menschlichen Apparates es verhindert, daß der Wohnungsbaubetrieb weitgehend mechanisiert und möglichst rasch in die Monate hineingelegt wurde, die zu den Städten hin führen als den gegebenen Umständen für die Verwendung der Kredit. Gerade das Baugewerbe kann aber auch zu einem großen Anreiz der wirtschaftlichen Produktion werden, weil die Arbeiter und Arbeiterinnen, die es beschäftigt, so überaus mannigfaltiger Natur sind; daher hat man aber ebenfalls etwas verspürt wie von einem frischen Leben auf dem Baumarkt selbst. Immer wieder kommen die Klagen hinsichtlich aus den Kreisen der Kleinrentner, daß der Bedarf des Baugewerbes ein geringer sei und nicht so groß.

Die härtesten Klagen aber sind laut geworden darüber, daß die Erträge der Hauszinssteuer so ganz anders verwendet werden, als ursprünglich geplant war; jetzt liegen die Dinge so, daß die zinslichen Erträge zum allergrößten Teil mit etwa zur Kreditzinszahlung, was Wohnungsbaubau zum Zweck der Bekämpfung der sozialen Frage. Es ist von der Regierung selbst ausgegangen worden, daß man mit Hilfe der Hauszinssteuer den Staatshaushalt im Gleichgewicht erhält. Dabei sind die Kredite, die nun wirklich aus den Erträgen dieser Steuern herangezogen werden, nicht einmal billiger, denn daß die Baukosten ganz allgemein beträchtlich höhere sind als früher, was dann in der Höhe der Mieten in unbegrenzter Höhe nur allzu deutlich sichtbar wird.

Der Wohnungsbaubau stellt einen Teil des großen Arbeitsbeschaffungsprogramms der Regierung dar, aber das jetzt wieder abgegebene Verlangen im Reichsministerium hat sich nicht geändert.

Der Reichspräsident in Pommern.

Großer Empfang in Stolp.

Auf der Fahrt zu einer Familienfeier wurde der Reichspräsident von Hindenburg am 15. August in Stolp, wo ihm ein festlicher Empfang bereitet wurde. Auf dem Bahnhof wurde der Reichspräsident von Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden begrüßt. Er wandte sich zuerst den Veteranen aus den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 zu und erkannte in einem der ältesten Herren einen seiner Vorfahren aus dem Jahre 1873. Der Reichspräsident legte darauf seine Fahrt nach dem Narthos fort, wo ihm auf der Freitreppe ein Bokal der Stolper Sanitätskassette überreicht wurde mit der Bitte, ihn zum Gedächtnis an den Stolper Reich zu verwenden. Darauf geleitete der Oberbürgermeister Hagenjäger den Reichspräsidenten in den Stadteroberungsdenkmal, begrüßte ihn im Namen der städtischen Behörden und bat ihn, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Stolp anzunehmen und sich zur Erinnerung für spätere Geschlechter in das G. O. d. N. 3 zu eintragen.

Der Reichspräsident begab sich danach zur Hindenburg-Kampfbahn, wo Oberbürgermeister Dr. Wörner in einer Ansprache zum Ausdruck brachte, daß die sportliche Betätigung das Feld sein müsse, auf dem das deutsche Volk erzogen werden sollte. Einleitend unter den Volksgenossen solle das Ziel sein, dem die Kampfbahn diene. Der Reichspräsident erklärte sich dann einverstanden, daß dem neuen Kampfpfad sein Name gegeben werde. Nach der feierlichen Einweihung fanden Neigen von Schülern sämtlicher Stolper Schulen statt, denen die Hin-

denburg-Kampfbahn folgten. Der Reichspräsident schre hierauf seine Fahrt nach Berlin zu beenden, wo er der Hochzeit seines Enkels beizuwohnt.

Frontkämpfer für den Ehrenhain.

Zeit längerer Zeit geht der höchst unerfreuliche Streit hin und her um die Stelle, wo das Reichsbrennmal für die Gefallenen des Weltkrieges errichtet werden soll.

Es dabei immer die reinsten Beweggründe in die Erscheinung treten, ob nicht manchmal andere Antriebe als der einwandfreie Gedanke an die von allen anderen Erwägungen losgelöste beständige Aufopferung unserer gefallenen Brüder maßgebend sind, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls bieten die Meinungsänderungen in mehr als einer Beziehung ein äußerst trauriges Bild. Deutschland, das ganze Deutschland, das ganze Volk will seine Toten würdig ehren, der Nachwelt ein Zeugnis geben von der Bewunderung und Ehrfurcht ihrer Taten. Wie schriller Mißklang tönt in diese Idee der leider entratramte Streit um die Form, vor allen Dingen um den Ort dieser Ehrung.

Nach in den großen Frontkämpferverbänden empfunden dann das Unglückliche der eingetragenen Art des Weltgewerbes um das Ehrenmal. Diese Verbände haben deshalb jetzt dem Reichspräsidenten, der Reichsregierung sowie dem Präsidenten des Deutschen Reichstages Mitteilung gemacht, daß sie nach wie vor an dem Gedanken des Ehrenhains festhalten und für sie als Ort für den Ehrenhain das im Mittelpunkt Deutschlands gelegene Bad Berka bei Weimar in Thüringen allein in Frage kommt. Diese Erklärung haben abgegeben: Reichsbanner Schwarz, Rot, Gold, Stahlhelm, Reichsfliegerbund Ruffshäuser, Reichsbund jüdischer Frontkämpfer, Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgenossen, Reichsverband der Kriegsgescheiterten, Reichsbund der Kriegsgeschädigten und Zentralverband der Kriegsgeschädigten.

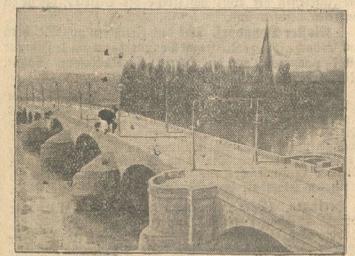
Gleichzeitig betonten die genannten Frontkämpferverbände, daß jede weitere Erörterung ihrer gefallenen Kameraden nur dann Sinn hat und verstanden werden wird, wenn gleichzeitig auch das Los der durch den Krieg schwer betroffenen Kriegsgeschädigten, Kriegswitwen und -waisen sowie Hinterbliebenen gleichzeitig sichtbar gebessert werde.

Einweihung der neuen Mainbrücke.

Nord und Südweit verbunden.

Die alte Mainbrücke, die Frankfurt a. M. mit Sachsenhausen verband, ist nach zwölfjähriger Bauzeit — unterbrochen durch Kriegs- und Inflationsjahre — in ihrer neuen Gestalt dem Verkehr übergeben worden. Die Einweihung gefolgte sich zu einem großen Festtag.

Die Stadt und besonders die an der Main angrenzenden Straßen waren in ein Festgewand verpackt, die Brücke war in den Farben der einzelnen Bundesstaaten besetzt. In Anwesenheit des Reichsverkehrsministers Dr. Rohne, des preussischen Ministers des Innern, Severing, des Reichsbauamtsministers Hiltfner, des Staatspräsidenten von Hessen, Ulrich, des Oberpräsidenten Dr. Schwandke und des Regierungspräsidenten Ehrhans fand der Festakt statt, bei dem u. a. Oberpräsident Schwandke und Oberbürgermeister Dr. Landmann auf die Bedeutung der Brücke hinwiesen. In seiner Schlussprache führte Oberbürgermeister Dr. Landmann aus, welche historische Bedeutung die frühere Brücke gehabt habe zu einer Zeit, als das Deutsche Reich ein geographischer Begriff zu werden drohte. Sie habe zwischen Nord und Süd die Bande fest enger geknüpft. So sei die neue Brücke ein Symbol für die enge Verbundenheit zwischen Nord und Süd, für das eine Deutsche Reich. Unter gleichem Namen des Deutschen Reiches, Väterkulturs, Gedenkgelände und dem Wenden der Ströme zerstreut der Oberbürgermeister das Wort.



Die neue Brücke.

Es folgte dann ein Trauergang der landmannschaftlichen Verbände und Vereinigungen. Dann begann der große Schiffsfestzug. Die Städte im Rhein- und Maingebiet hatten den feierlichsten feierlichen Schiffe gestellt.

ebenso die im Rhein- und Maingebiet anfalligen Anstaltsmitgliedern, Korporationen und Vereine des inneren Bezirks der Stadt Frankfurt. Beim Festmahle hielten nach Begrüßungsworten des Oberbürgermeisters Reichsverkehrsminister Dr. Rohne und der preussische Innenminister Severing Reden. Die beiden Minister würdigten darin die Stadt Frankfurt als Bindungspunkt zwischen dem deutschen Norden und dem deutschen Süden in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung.

Kamenews kurz.

Mitosen sein Nachfolger.

Mosauer Telegramme bestätigen die Meldung, daß der Volkskommunist Kamenew wegen Meinungsverschiedenheiten mit der Mehrheit des Zentralausschusses vom Posten des Volkskommunisten für Innen- und Außenangelegenheiten abgesetzt wurde. Zu seinem Nachfolger wurde Anshaf Mironow, der bisherige Sekretär der nordkaukasischen kommunistischen Organisation, ernannt. Mitosen ist Mitglied des Zentralausschusses und Kandidat für die Mitgliedschaft des Politischen Büreaus. 1918 wurde er in Datsch mit 26 bolschewistischen Kommissaren der Engländer verhaftet; er ist nur zufällig dem Tode entgangen.

Kittgenes Leiche nicht vorhanden.

Eine Filmreklame?

London, 16. August.

Die Vermutung, daß die ganze Kittgenes-Legende zu Filmreklamewerben in Szene gesetzt wurde, gewinnt an Wahrscheinlichkeit. In dem Satze, der von dem Journalisten Frank Rowce aus London nach London gebracht wurde, als er angeblich die Leiche Kittgenes entfallen sollte, wurde, als er gefasst wurde, eine Granate mit Kupfermantel, aber kein Leichnam gefunden.

Gerüchte über den Genpar.

Geschlechts- oder nicht?

Die Verhandlungen über die Gründung eines europäischen Äthiopenkartells sind in letzter Minute noch einmal aufgehoben worden, nachdem die entzweitige Unterzeichnung bereits angefangen war. Die meisten Blätter wollten nun wissen, daß die Verhandlungen der Metallindustriellen gescheitert seien. Zwischen den deutschen, französischen und luxemburgischen Vertretern habe volle Übereinstimmung bestanden, aber die Belgier seien mit den Belgischen nicht zufrieden gewesen. Demgegenüber werden von den zuständigen Berufsklassen der deutschen Eisenindustrie die Äthiopen für das Zustandekommen des Kartells weiterhin günstig beurteilt. Die noch ausstehende Zustimmung der französischen Gruppe wird nur als ein Mangel rein formaler Natur betrachtet. Die Belgier liegen die Beschlüsse allerdings etwas schwächer, aber von einer ersten Kompensation kann nach deutscher Auffassung auch hier nicht die Rede sein.

Trifft bis zum 5. September keine zustimmende Antwort der belgischen Eisenwerke ein, so wäre mit neuen Verhandlungen zu rechnen.

Politische Rundschau.

Deutsches Reich.

Schluss der Kölner Rundgebung.
Der Höhepunkt der Kölner Tagung des Bundes der Gauevereine und des Reichsverbandes der Rheinländer bildete die große Rundgebung für Rhein, Pfalz und Saar. Dem Festzug, der sich im Anschluss an die Tagung formierte, blieben Reichsbanner, christliche Gewerkschaften und Verein der Rheinländer fern, weil sich in der Frage der im Festzuge mitzuführenden Flaggen Missbilligungen ergeben hatten.

Abbau preussischer Polizeiverordnungen.
In Preußen sollen etwa eine Million Polizei-Verordnungen außer Kraft gesetzt werden. Die Ministerialdirektor Dr. Meißner erklärte, will man vermeiden, daß Verordnungen, die überflüssig geworden sind oder praktisch nicht mehr angewandt werden, zu einer Plage für die Bevölkerung werden, falls sie gelegentlich wieder ausgearbeitet werden sollten. Dazu kommt, daß die Berichte der Rechtsabteilung vieler Verordnungen veraltet haben. Auf Grund eines Gesetzes sollen nach einer Übergangszeit alle überhaupt bestehenden Polizeiverordnungen außer Kraft treten. In der Übergangszeit sollen die zuständigen Behörden die Verordnungen ermitteln, die unerlässlich sind. Diese dürfen auf Grund gesetzlicher Ermächtigung für eine bestimmte Zeit nochmals erlassen werden, vorbehaltlich der späteren endgültigen Neuregelung.

Politisch-spanische Väterbündnisse.
Die spanische Regierung hat beim Sekretariat des Väterbundes den Antrag eingebracht, die „Studienkommission“ nach vor dem Zusammentritt der nächsten Väterversammlung des Väterbundes einzuuberufen. Bei dieser zweiten Beratung der Studienkommission wird die spanische Regierung die einen politischen und wirtschaftlichen Väterbündnisse zu diskutieren stellen. Andererseits will Polen, das nach außen bisher an seiner For-

Das Leben im Wort

1926



Unterhaltungsbeilage



1926

Onkel Kornblums schlimme Nacht

Roman von Magdalena Eisenberg

(Zehnte Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Kurze Inhaltsangabe zu unserem bisher veröffentlichten Roman: Onkel Kornblum, der Spkulant und mehrfache Hausbesitzer, hatte es zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Obwohl schon 57 Jahre alt, gedachte er zu betrauen, und zwar seine junge Nichte, Ina Mohr. Als ihr Vormund hatte er ihr Vermögen verwalidet und zwar so, daß es mit dem seinen verschmolzen war. Auf eine Frage Inas teilte er ihr mit, daß sie kaum noch über einen nennenswerten Betrag verfügen könne, — aber er hat ihr sich selber und sein ganzes Hab und Gut an. Ina vernahm dies Geständnis mit Ersäunen und Widerwillen. Denn sie hatte ihr Herz einem anderen geschenkt, Willy Krampe, mit dem sie sich nach der Unterredung mit ihrem Onkel im Stadtpark traf. Er tröstete sie — auch ohne Vermögen werde er sie betrauen. Am folgenden Tag erhielt Ina einen Brief von ihrem Verlobten, daß er sie auf ein Gabe verlassen müsse, um in Amerika sofort zu erwerbden, daß er das erlebte eigene Nest bauen könne. Am selben Nachmittag verabschiedete er sich. Wenige Tage darauf sah der Spkulant spätabends an seinem Schreibtisch. Ein Geräusch ließ ihn umhlicken, er erstarnte, denn der Tod stand dort! Und mit erster Stimme ermahnte ihn dieser, noch eures zu tun, solange es Zeit sei. Halb ohnmächtig ermahnte Kornblum dem Geliebten das Ina gehörige Vermögen, eine halbe Million, und legte es auf den Schreibtisch. Dann sank er bewusstlos im Neben-

zimmer auf den Divan. Dort wurde er am anderen Morgen gefunden. Der berbeigerufene Arzt stellte einen leichten Schlaganfall fest. Kornblums Rechts-anwalt unternahm nunmehr Schritte, um die geheimnisvolle Angelegenheit aufzuklären, bei der Inas Vermögensanteil gestohlen worden war. Der Nachwächter des Südtichens wollte den Kommerzialrat selbst in der traurigen Nacht gesehen haben, als er sein Haus verließ. Kornblum neigte nun zu allerlei abergläubischen Annahmen. Er meldete sich ein Privatdetektiv, der zunächst im Hause Nachforschungen anstellen wollte. Ihm gefiel Ina so sehr, daß er sich bei einem gemeinsamen Spaziergang hinsetzen ließ, das junge Mädchen gegen seinen Willen zu küssen. Ina hatte daraufhin eine Aussprache mit ihrem Onkel, der sich auffallend süß verhielt. Im heller Verzeilung teilte das junge Mädchen daraufhin heimlich nach Hamburg, wo sie etwas über das Schicksal Willy Krampes zu erfahren suchte. Dabei lernte sie in ihrem Hotel einen Professor Müller kennen, der sich ihr näherte. Ina Mohr bemerkte nach einigen Tagen höchst erstickt, daß ihre Mittel zu Ende gingen. In ihrer Not verkaufte sie einige Schmuckstücke. Bei Nachforschungen in der Bivros der Reedereien tauchte dann plötzlich ihr Bräutigam vor ihr auf. Sie verplauderten einige Stunden. Im Hotel erzählte Ina dem Professor von diesem überraschenden Wiedersehen. Von ihrem Bräutigam aber erhielt sie abends wider Erwarten keine Nachricht.

Man sahen sie wieder wie jeden Tag an der reichlich gedeckten Tafel, Ina Mohr — und neben ihr der Professor Müller aus Königsberg in Ostpreußen. Aber sie plauderten nicht wie sonst. Ina Mohr war einsilbig und ernst geworden und konnte ihre Bekommenheit schlecht verbergen. Aber auch der Professor war nicht so unbefangen und heiter wie gewöhnlich.

Ina Mohr aß mechanisch und grübelte dabei in sich hinein. Sie war enttäuscht. Wochenlang hatte sie Tag und Nacht an den einen Mann gedacht, vergeblich auf seine Nachricht gewartet, sich um ihn geängstigt und geforgt, ja, sich feinetwegen mit dem Onkel entzweit. Und nun sie einander hier wie durch Zufall begegnet waren, ließ er sie nach flüchtiger Begrüßung allein, ließ sie hier verlorren sitzen und warten! Gab keine Nachricht! Kam nicht! Wußte er denn nicht, wie schwer und qualvoll diese toten Stunden des Wartens waren?

Gleich nach dem Essen begab sie sich zur Verwunderung des Professors auf ihr Zimmer. Saß lange am geöffneten Fenster. Hilfslos, verwirrt. Saß so lange, bis aus dem nächsten Dämmer der Straßen nur noch vereinzelt und gedämpft die Geräusche des Verkehrs zu ihr herüberdrangen.

Aber auch der nächste Tag sollte Ina Mohr nicht die erwartete Nachricht von dem Geliebten bringen. Und auch der dritte Tag nicht.

Es war ihr diese Tatsache einerseits im höchsten Grade bedrückend, aber auch andererseits unsagbar peinlich ihren neuen Bekannten gegenüber. Wie, wenn der Professor ihre Situation ahnte? Durchschaute? Der Gedanke war tödend, vernichtend.

Aber doch wurde er überwogen von der ständig steigenden Angst um den Geliebten. Wie, wenn ihm etwas zugefallen wäre? Ständen nicht jeden Abend unzählige Un- und Ueberfälle in den Hamburger Zeitungen?

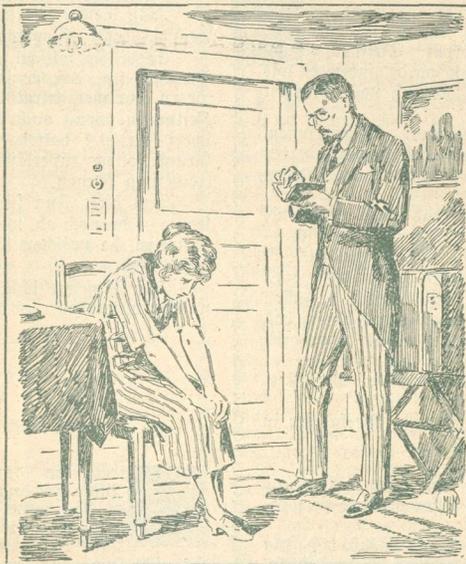
Ina Mohrs Angst wuchs ins Unerträgliche. Zuviel schon hatten die bösen Tage in Hamburg an ihren Nerven genagt, als daß sie dies letzte niederschmetternde Erlebnis, die Angst um den Geliebten, hätte auf die Dauer allein ertragen können, und schließlich vertraute sie sich dem Professor an. Sie merkte dabei gar nicht, wie dieser selbst es war, der freundlich und geschickt sie zum Reden gebracht hatte.

Er war sehr überrascht. Und auch er war der Meinung, es müsse etwas Besonderes, Außerordentliches im Spiele sein, und sagte, man müsse nach dem Verbleib Willy Krampes forschen.

Jedoch dies erwies sich als sehr schwierig. Denn bei ihrem Gespräch im Kaffeehaus hatten Ina und ihr Liebster sich so viel Neues und Interessantes mitzuteilen gehabt, daß sie von seiner Beschäftigung in Hamburg und seiner Wohnung oder seinem Hotel gar nicht gesprochen hatten. Darum konnte sie zum Zwecke der Nachforschung nicht die geringsten Anhaltspunkte geben, ja, sie wußte nicht einmal irgendein Geschäft anzugeben, das mit Krampe in Verbindung stünde. Sie hatte sich ja eben darum gar nicht gekümmert, da er ihr doch hatte Nachricht geben

wollen. — Professor Müller versprach Ina, zunächst einmal bei den Einwohnermeldeämtern der einzelnen Polizeibezirke von Hamburg anzufragen, aber es war vorauszusehen, daß das nicht viel Erfolg haben würde, da Krampe sich höchstwahrscheinlich nur irgendwo in das Fremdenbuch eines Hotels eingetragen hatte. Zu Inas Verhütung begab er sich aber sofort auf die Suche, wofür sie ihm im Herzen dankte. Sie selbst war unfähig, irgend etwas zu unternehmen, ja, auch nur in die Stadt zu gehen. Sie fühlte, daß ihre Nerven am Ende waren.

Leider mußte ihr der Professor am nächsten Tage mitteilen, daß sein Forschen vergeblich gewesen sei. Auch die Unfallstationen hatte er telephonisch angerufen, ohne einen Anhaltspunkt zu erhalten, ebenso die Polizeiwachen.



Das alte Instrument

Von Carl Lange

In meinem Zimmer hab' ich
ein altes Instrument,
das nur ein allbekanntes,
ein einzig Liedlein kennt.

Und doch hör' ich so gerne
das einzige, kleine Lied,
weil dann vergangne Zeiten
mein sehrend Auge sieht.

Und weil ein tiefer Friede
das alte Bild verschönt,
und aus dem Lied die Sprache
meiner Mutter tönt.

Jna schüttelte fassungslos den blonden Kopf. Wie war das nun möglich? Was mochte denn nur geschehen sein? „Besitzen Sie von Ihrem Verlobten eine Photographie?“ fragte Professor Müller.

Jna sah ihn an:

„Meinen Sie . . .?“

„Es würde mir das Nachforschen bedeutend erleichtern,“ sagte der Professor.

„Sie sind zu gütig,“ stammelte Jna, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen dafür danken soll. Ich besitze in der Tat ein Bild von meinem Verlobten. Es ist zwar ein Gruppenbild, da es gelegentlich eines Ausflugs, als wir noch nicht verlobt waren, gemacht ist, aber mein Verlobter ist sehr gut erkennbar.“

Sogleich holte sie das Bild herbei und übergab es dem Professor, der sich sofort wieder auf die Suche begab.

Aber auch die nächsten Tage verliefen ergebnislos. Zu Jnas großer Qual. Sie aß fast nichts. Studierte alle großen Zeitungen, die ihr erreichbar waren, und wurde zusehends blaß und schmal.

Da ließ sich eines Tages, ganz unerwartet, Professor Müller melden. Ihr Herz pochte hörbar. Sie fürchtete sich vor dem, was der Professor ihr sagen würde, fühlte es wie eine schlimme Ahnung und lechzte dennoch nach Klarheit wie eine Verdurstete.

Professor Müller sah sehr ernst aus. Seine Augen, die sonst so selbstsam jugendlich durch die schwarzgeränderten Gläser geblickt hatten, hatten einen unfagbar mitleidigen Ausdruck.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er, Jnas Hand ergreifend, „ich habe von der Kriminalpolizei (Jna erschrak) in — Berlin soeben Nachricht über den Gesuchten erhalten.“

„Aus Berlin?“ rief Jna mit Spannung, „ja und . . .?“

„Reiben Sie ruhig,“ erwiderte Müller ernst. „Fassen Sie sich, gnädiges Fräulein. Sie werden etwas hören, das Sie enttäuschen wird, das aber dennoch nichts Besonderes ist in unserer heutigen Zeit.“

Jna stand bleich und voller Erwartung. Der Professor dämpfte nachsichtig die Stimme:

„Gnädiges Fräulein, Sie sind einem — Verbrecher in die Hände gefallen.“

Ein Schrei des Entsetzens:

„Herr Professor!“ Jna tastete nach seinem Arm, als ob sie sich halten müsse, und der Professor geleitete sie sorgsam zu einem Stuhl.

„Ja, es ist so — leider,“ sagte er, als er sah, daß Jna sich einigermassen gesammelt hatte. „Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen gern die betreffenden Papiere der Berliner Polizei vorlegen. Aber vielleicht wollen Sie lieber nicht davon reden . . .?“

Da war Jna aufgesprungen. Ganz plötzlich ballten sich alle Nerven und Seelenfalter, die sie in den letzten Wochen Krampfes wegen ausgestanden, zu dem Bewußtsein zusammen, von diesem Manne mißbraucht worden zu sein, und ihre Empörung schlug in hellen Flammen empor.

„Ja,“ rief sie, „ich will die Papiere sehen, will alles wissen, was ich wissen muß.“

„Er heißt gar nicht Krampf,“ sagte der Professor, eine umfangreiche Brieftasche hervorziehend und derselben verschiedene Papiere entnehmend. „Mit keinem richtigen Namen heißt er Monetti, und die Berliner Polizei ist schon lange hinter ihm her — wegen verschiedener Vergehen. Auf

Grund der Photographie und der Handschrift, trotzdem er diese möglichst verstellt hat, wurde seine Identität mit Monetti genau festgestellt. Da erklärt es sich allerdings, daß er sich nicht wieder sehen ließ. Es war Pech für ihn, Ihnen zu begegnen, und er hatte in keinem Falle die Absicht, wieder irgendwie mit Ihnen zusammenzutreffen.“

„Aber das ist ja fürchterlich,“ stöhnte Jna verzweifelt und mußte sich nun doch wieder setzen. Ihr war zumute wie dem Reiter vom Bodensee, der über das Eis geritten ist und erst hinterher erkennt, in welcher Gefahr er geschwebt hat. Und ungehindert rollten schwere Tropfen über ihre Wangen.

„Ich verstehe,“ sagte Professor Müller leise, „daß es für Sie peinigend ist, verehrtes Fräulein Mohr, und das soll mir einzuweilen auch am nächsten liegen, so gerne ich mich sonst für die ganze Angelegenheit einsetzen möchte. Es ist keine Phrase, wenn ich Ihnen mein aufrichtiges Bedauern ausspreche. Uns in unseren heiligsten Gefühlen enttäuscht zu sehen, ist ein fester Schmerz, gegen den mancher körperliche eine Kleinigkeit ist. Doch ist es auch hier gottlob die Zeit, die solche Schmerzen heilt, indem sie die alten Erinnerungen durch neue Eindrücke auslöscht. Sie ist immer der beste Arzt, diese vielgeschmähte Zeit. Verjüngen Sie nun vor allem zu ruhen, gnädiges Fräulein. Oder lesen Sie leichte Lektüre, wenn es geht, vielleicht soll ich Ihnen ein paar Bücher holen? — Und im übrigen wissen Sie, daß ich immer zu Ihrer Verfügung stehe, nicht wahr?“ —

Ja, das wußte Jna Mohr, und sie machte in der kommenden Zeit von diesem Umstand ausgiebigen Gebrauch. Sie kannte nun kein Geheimnis mehr vor dem Professor.

Als er sie nach ihren näheren Angehörigen fragte, nannte sie ihm, wenn auch zögernd, doch Kornblums Namen.

Da leuchteten seine Züge auf.

„Mit diesem Herrn stehe ich seit einiger Zeit im Briefwechsel,“ sagte er, offenbar überaus froh.

Ungläubig fast sah Jna ihn an, und nun erklärte der Professor ihr, daß er seit einem seltsamen Abenteuer des Herrn Kommerzienrats Alfred Kornblum, von dem einige Zeitungen, wenn auch meistens wie von einer Art Aprilscherz berichtet hatten, mit ihm korrespondierte, um auf Grund solcher zuverlässigen Berichte ökonomische Studien treiben zu können.

Das hielt Jna für eine seltsame Fügung. Aber sie lehnte es dennoch ab, wieder mit dem Onkel in Verbindung zu treten, da zwischen ihnen unüberbrückbare Mißverständnisse stünden.

Der Professor lächelte seltsam, schien etwas sagen zu wollen, unterdrückte es aber und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ostseestrand

Von Paul Lindenberg.

(Schluß.)

Bernd, an den Türpfosten gelehnt, ließ seine Blicke in dem kleinen Raum umherwandern — plötzlich zuckte er zusammen, seine Augen weiteten sich, er unterdrückte einen jähen Ruf: dort, jenes Bild, das unten an die Wand gelehnt stand, war das nicht Jna, Jna von Replin? Die hohe Stirn, die tiefblauen Augen, die so träumerischen und dann wieder so selbstbewußten Ausdruck hatten, das schmale und doch energische Kinn, vor allem aber die herrlichen blonden Haare, die — ganz unmodisch und doch so kleidsam — in zwei starken Zöpfen sich um das raffe Haupt wandten, es konnte, es mußte Jna sein! Und während Bernd das Bild anstarrte, war mit einem Ruck der Schleier von Vergangenheit, aber nie Vergessenen, fortgezogen: wie er, zur Deutschen Legion des Fürsten Maloff gehörend, im Herbst 1919 mit seinen tapferen Leuten nach Riga vorstieß, in welchem die Bolschewikisten ihre Schreckensherrschaft errichtet hatten. Einige Reiter vor der Stadt ein Gutshof, man hörte Lärmen und Schreien, Hilfschreie und Weinen, aus einzelnen Gebäuden loderten die Flammen, wieder ein Ueberfall der russischen Banden, die Freiheit und Gleichheit verbreiten wollten. Auf ihre Art natürlich, mit Werd, Raub und Brand! „Vorwärts, Jungens!“ Und wie plötzliches Donnerwetter war er mit den Seinen unter dem Räubergesindel, das kaum Wider-

stand zu leisten wagte, die schon verladenen Sachen im Stich ließ und davonhastete, nicht ohne noch einige sichere Kugeln zu erhalten. Schnell die Brände gelöscht, dann zum Gutshause, in welchem mit innigen Worten der betagte Gutsherr den Ketter empfing. Es war schon dämmerig, aber als Ina in das Zimmer trat, da war es Bernd, als ob plötzlich der Raum mit lichtem Glanze erfüllt wäre. Oh, über die Tage, die nun folgten, denn es blieb der Standort, um die Gegend von den Banditen zu säubern, was man gründlich besorgte. Tage voll steter Gefahr und Aufregung, aber auch voll tiefen inneren Glücks, eine stille Hoffnung, ein heißes Sehnen mehr und mehr reifen lassend. Bis plötzlich der Befehl zum Aufbruch kam. Ein letzter langer Händedruck, ein letztes, kaum hörbares „Auf Wiedersehen!“ Zu dem es aber nie mehr kommen sollte! Nie erfolgte auf Bernd's Briefe, nachdem ruhigere Zustände eingetreten, eine Antwort, alle Erkundigungen blieben vergeblich, wahrscheinlich waren die Replins doch noch das Opfer der Völkerverwirrung geworden.

Und nun hier des Bild, von dem Bernd die Augen nicht wenden konnte! Er mußte sich zusammennehmen, um möglichst harmlos zu fragen: „Da sehe ich zufällig ein Porträt, es ähnelt sehr einer bekannten Dame — jenes da, können Sie mir sagen, wen es darstellt?“

Der Maler blickte über die Schulter hin: „Das da? Ja, den Namen weiß ich nicht, die Dame war vor einigen Tagen hier, sie bestellte einen Rahmen, den ich erst aus Berlin verschreiben mußte, sie wollte wieder anfragen.“

Ina hier, vielleicht hier, vielleicht sie zufällig treffen. — Bernd kam von dem Gedanken nicht mehr los. Kaum daß er dem Maler für das sehr gelungene Bildnis Hannchens einige anerkennende Worte sagte, kaum hörend, was dieser erwiderte, kaum noch an den Besuch des Kinderheims denkend, so sehr, so tief hatte ihn die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen ergriffen, daß alles andere daneben gleichgültig war, daß er nicht jetzt irgendwelche belanglose Verhandlungen über die Unterbringung Hannchens führen konnte. Er schlug den Weg zur Strandpromenade ein, wanderte hier und her, hielt gespannt Ausschau, das holbe, blonde Haupt, die so wohl vertraute, schlante Gestalt zeigte sich nicht. Auch nicht am nächsten und dem folgenden Tage, auf keinem der Spaziergänge, weder im Kirchhaus noch in den Hotels, die Bernd mehrfach besuchte, als ob er nach einem Bekannten forschte. Auch bei dem Maler stand noch das Bild, das Bernd am liebsten mitgenommen hätte, um es immer, immer bei sich zu haben.

Und morgen war der Tag seiner Abreise! So mußte er heute endlich an den Zweck seines Hierseins denken. Mit Hannchen suchte er das Kinderheim der Frau von Uexhüll auf, das ihm in Berlin der Arzt der Kleinen empfohlen hatte; ein Mädchen mit welchem Säubchen öffnete, die Damen wären mit den bereits anwesenden Kindern im Walde, sie würden wohl erst gegen Abend zu sprechen sein.

Und so wurde denn um die sechste Stunde der Gang nochmals angetreten, und Bernd mit Hannchen gleich ohne weitere Anmeldung in ein im Erdgeschoß gelegenes Zimmer geführt, in das aus dem anstößenden jugendlich fröhliches Stimmungsgewirr drang.

Die Tür ward geöffnet, eine hellgekleidete Gestalt trat herein, sich dem Wartenden zuwendend.

Bernd führte seine Verbeugung nicht aus — wie eine Erleuchtung blickte er die Eingetretene an. „Ina — Ina,“ nur flüsternd kam das Wort von seinen Lippen. Dann sagte er sich: „Ist's denn wahr — Fräulein Ina, Fräulein von Replin, Verzeihung, gnädige Frau —“

Auch Ina war überrascht stehengeblieben: „Herr von Marbach, Herr Hauptmann —“ dann ihm bewegt beide Hände entgegenstreckend: „Welch' unerhoffte Freude! Willkommen am Ostseestrand, wie einst auf lettischem Boden! Und auch jetzt, wie damals, unvermietet, — aber stets ein lieber Gast!“

„Meine liebe, gnädige Frau,“

Ina schüttelte das blonde Haupt: „Nein, nichts von Frau, das ist meine ältere Schwester, deren Namen Sie auch wohl gelesen, und die hier, nachdem ihr Mann gestorben, dies Heim übernommen. Denn wir mußten uns eine Existenz schaffen, waren unter manchen Gefahren geflohen, kamen in Deutschland arm wie die Kirchenmäuse an. Und das ist Ihr Töchterchen?“

Nun verneinte Bernd, kopfschüttelnd rufend: „Nein, nichts von Töchterchen! — Mein Hannchen ist das einzige Kind meines Bruders, der die Folgen des Krieges nicht überstanden. Ich nahm mich des lieben Wädelchens an, und da ich — ach, schon morgen — eine lange Reise nach Südamerika antreten muß, um wichtige Verhandlungen für ein großes Exporthaus, in welchem ich allmählich zum zweiten Direktor emporgerückt, abzuschließen, wollte ich sie in dieser Zeit in einem guten Heim unterbringen. Das von Frau von Uexhüll war mir empfohlen . . .“ Und nun beugte er sich nochmals über die schmale,

weiße Hand: „Ich bin ja noch wie im Traum — ist es denn Wirklichkeit, Sie hier, Fräulein Ina . . .“

Diese lachte leis — so hell und lieb wie einst, dachte Bernd, und sie ist noch ebenso schön wie einst — „Ja, aber nun müssen Sie aus dem Traum erwachen, wir sind doch ernsthafte Leute und müssen ernsthaft sprechen.“ Sie hatte Hannchen an sich gezogen: „Also du willst bei uns bleiben, Liebling, wenn Onkel Bernd“ — sie blickte ihn schalkhaft an, als ob sie sagen wollte: „Gelt, das weiß ich auch noch“ — „uns verläßt. Nun, es wird dir gefallen, es sind so nette Spiegelgefährtinnen da, und es kommen bald weitere, ei, da wollen wir umhertollen, so recht lustig, am Strand und im Wald. Tante Ina, das bin ich, und oft auch Tante Gunna — das ist meine Schwester,“ wandte sie sich an Bernd, „die sich leider heute schon zurückgezogen, da sie recht erkältet ist — sind dabei, und dann unsere Pflegerinnen. Halt, mein Süßes, du kannst gleich deine neuen Freundinnen kennen lernen.“ Sie wandte sich zur Tür: „Schwester Gertrude, bitte, einen Augenblick.“ Die Gertrude, welche die Schwestertracht trug, erschien.

„Also, lieb' Hannchen, munter hinein zu den anderen Kleinen — bitte, Schwester, nehmen Sie sich Hannchens an — du ist gleich mit ihnen Abendbrot. Onkel Bernd holt dich dann, wir haben uns ja so lange nicht gesehen und noch mancherlei zu erzählen.“

Ja, sie hatten sich recht, recht viel zu erzählen! Als die untergehende Sonne ins Zimmer flammte, da fragte Bernd beim Abschied leise: „Ina, liebe Ina, über unsern Zimmern, die wir hier bewohnen, baut sich ein Schwalbenpaarchen sein Nest —, wenn ich wiederkomme, darf ich für uns das Nest bauen?“

Sanft senkte sich das blonde Haupt — da schloß Bernd das geliebte Mädchen in seine starken Arme.

St. Johannes und das Waldwürmlein

Legende von Werner Freytag.

Erbarmungslos brannte die Sonne auf einen Mann, der vor Ermattung kaum noch gehen konnte; Müdigkeit und Schwäche umfingen ihn, und fast wollte er an Gottes Liebe verzweifeln. Es war Johannes der Täufer, der in der Wüste umherirrte und die Richtung zur nächsten Siedlung verloren hatte.

Er hätte ja bloß ein Wunder zu tun brauchen, er konnte es ja, wirst du sagen. Nein, nie wollte und durfte Johannes ein Wunder tun, wenn es zu seinem eigenen Nutzen geschah; diese Gottesgabe wollte er nur für bedrängte, trostbedürftige Mitmenschen gebrauchen. Doch immer erbarmungslos wurden seine Schmerzen an Körper und Seele. Drohend nahte sich ihm die Verführung, seine Wunderkräfte zu erproben.

Da gewahrte er ein kleines Waldwürmlein, das ängstlich mehrmals sein Haupt umkreiste und dann in einer bestimmten Richtung weiterflog. Johannes fühlte, daß ihm Rettung nur von diesem kleinen Waldwürmchen kommen konnte, und ging ihm so schnell, wie er konnte, nach. Wurde er müde, so stützte er sich auf seinen Hirtenstab, und das Würmchen setzte sich auf seine Schulter. Ruhete er aber von der beschwerlichen Wanderung gar zu lange aus, so flog das Waldwürmchen unruhig um seinen Kopf und ermahnte ihn so zur Eile. Noch ehe die Nacht hereinbrach, gelangten beide an eine herrlich grünende Oase mit frischklarem Quell, an dem sich der durstige Johannes eilig labte. Früchte aller Art boten sich ihm zur willkommenen Nahrung; hohes, weiches Gras lud ihn zu erquickendem Schlafe ein.

Nun gedachte er des kleinen Würmchens, das ihn vor Tod und Verführung dem Leben und seiner Pflicht gerettet hatte. Bald fand er es auch auf einem Grasbalm sitzend, hob es auf seine Hand und sprach zu ihm: „Hab Dank, mein liebes Würmlein, für deine treue Führung, du brachtest mich aus dem Dunkel des Zweifels zum Licht der reinen Wahrheit. Leuchte auch fernerhin in der Dunkelheit, dem Menschen zur Lust und Freude; damit sie den Dank des Johannes immer auf dir leuchten sehen, dich lieben, schonen und vor allen anderen Würmlein ehren.“ Bei diesen Worten löste der heilige Johannes einen goldenen Strahl aus seinem Heiligenschein, der prächtig schimmernd sein edles Haupt umkränzte, und gab ihn dem Würmchen zum Geschenk. Vor Freude verwirrt, wollte das kleine Waldwürmlein dem heiligen Johannes danken, doch er war schon hinter dem nächsten Buschwerk verschwunden und nicht mehr zu sehen, soviel das Würmchen auch suchen mochte.

Wie überglücklich war das Würmchen aber, als in der Nacht wirklich ein heller Schein von ihm ausging. Stolz flog es da zu seinen Brüdern, um ihnen das Erlebnis zu erzählen.

Dies trug sich schon vor fast 2000 Jahren zu, und immer noch leuchten die Waldwürmchen, denn das Geschenk des St. Johannes vererbte sich auf alle Nachkommen seines Kleinen, treuen Führers. Sie wurden von den Menschen Johannes- oder auch

Glühwürmchen genannt. Keiner aber wußte mehr, woher sie eigentlich ihr Licht bekommen haben. Allerdings wird berichtet, daß manchmal frommen Menschen, die sich im dunklen Wald verirren, der rechte Weg von vielen, vielen Johanniswürmchen erhellt wurde, und sie so vom Tode errettet worden sind. Auch kann man jedes Jahr die Beobachtung machen, daß um die Johannisnacht all die Nachkommen dieses ersten Johanniswürmchens ihren edlen Geber und Schutzpatron, den heiligen Johannes, eifrigst suchen, um ihm für seine so prächtige Gabe zu danken.

Sterben die Schwalben aus!

Von Diplomlandwirt F i n u s B l a n k e n h e i m (Eifel).

Die vergangenen Jahre konnte man überall in Deutschland die betrübende Tatsache beobachten, daß die Zahl unserer heimischen Hauschwalben von Jahr zu Jahr im stetigen Abnehmen begriffen ist. Eine erschöpfende Antwort, wie dieses große Schwalbensterben zu erklären, ist bis heute nicht abgegeben worden. Auf Grund von mehrjährigen Beobachtungen und eines eingehenden Studiums dieser akut gewordenen Frage, glaube ich heute eine Reihe durchaus ernst zu nehmender Ursachen anführen zu dürfen, die vielleicht durch Beobachtungen anderer Naturfreunde ihre Bestätigung finden können.

Das Aussterben der Schwalben in unseren heimatischen Gefilden hat nicht seine einzige Ursache. Das muß gleich von vornherein gesagt werden. Eine markante Erklärung für das Ausbleiben der Schwalben im Frühjahr ist mit der bekannnten und traurigen Tatsache gegeben, daß man in südlichen Ländern immer noch den Schwalbenfang gestattet und diese armen Tierchen auf ihrem weiten Reiseweg, wo auch immer sie sich erschöpft niederlassen, zu Hunderttausenden tötet. Das ist das größte Verbrechen der Gattung Mensch den Vögeln gegenüber, und es sollte die heiligste Aufgabe der Naturschutz- und Vogelschutzverbände sein, diesem Unjag durch Schaffung eines internationalen Vogelschutzgesetzes ein jähes Ende zu bereiten. Die Zahl der Schwalben, die auf diese Weise nicht mehr in die Heimat zurückkehren, wird nach vorsichtigen Schätzungen hervorragender Naturforscher mit 15 Prozent der im Herbst abziehenden Gesamtzahl angegeben.

Eine große Anzahl von Schwalben werden das Opfer der großen oberitalienischen Kraftwerke am Comer See. Gerade in jener Gegend befindet sich ein sogenannter „Schwalbenpaß“, der von den Schwalben bei ihrem Flug über die Alpen als erste Ausruhestation benutzt wird. Es ist bekannt, daß die Schwalben sich mit Vorliebe auf Leitungsdrähten niederlassen, und das wird den müden Tierchen, die sich in großen Massen dort niederlassen, zum Verhängnis und bringt ihnen den sicheren Tod. Man hat an den dortigen Leitungen entlang Tausende von Schwalbenleichen gesammelt, die beim Aufsteigen in großen Massen durch Berührung untereinander zwischen zwei Starkstromdrähten getötet wurden. Es ist dies eine bedauerliche, aber nicht abzuändernde Tatsache und wird bei der fortschreitenden Entwicklung auf dem Gebiet der Elektrizität auch fernerhin ihre Opfer fordern. Eine Abhilfe ist hier nicht zu schaffen.

Eine weitere Erklärung für die Beobachtung, daß die Schwalben an alten Brutstätten das Feld immer mehr und mehr räumen, ist in dem Ueberhandnehmen der Sperlinge zu suchen. Besonders in den Kriegsjahren haben sich die Späken ganz gewaltig vermehrt, weil eine intensive und berechtigte Bekämpfung nicht mehr ausgeführt werden konnte. Ueberall ist beobachtet worden, daß die streitsüchtigen Späken die friedlichen Schwalben verdrängen, und im Frühjahr, wenn die Schwalben in ihre heimatischen Dörfer zurückkehren, da bietet sich ihnen meistens folgendes Bild: in ihren alten Nestern haben sich die Späken häuslich niedergelassen, führen sich als die Herren im Haus auf und denken an eine Räumung der „Mietwohnung“ nicht im entferntesten. Und auf einen Kampf läßt sich die Schwalbe nicht ein. Das wäre an und für sich noch nicht einmal so schlimm, aber die Schwalben bauen an Häusern und Schuppen, wo Sperlinge wohnen, grundsätzlich keine neuen Nester, eine Symbiose mit Sperlingen wird von den Schwalben abgelehnt, sie sind für eine reinliche Scheidung und kennen diese frechen Burtschen zu gut! Da die Schwalben an die Bauart der Häuser ganz bestimmte Forderungen stellen und oftmals alle derartigen Häuser mit Sperlingen in alten Schwalbennestern besetzt sind, kann es vorkommen, daß die Schwalben wieder abziehen. Und dem muß man im zeitigen Frühjahr, ehe die Schwalben ins Land kommen, entgegenarbeiten, und man kann hier den Schwalben einen Liebesdienst tun: man gebe hin und zerstöre alle mit Späken besetzten Schwalbennester. Dadurch werden die Späken verdrängt, und die Schwalben bauen an ihren alten Niststätten wieder neue

Nester, die Späken kommen hier nicht mehr herein, denn die Schwalben bewachen diese ständig.

Zum Schluß sei noch auf eine Erscheinung hingewiesen, die in Gegenden, wo eine scharfe Handhabung der Baupolizei auf dem Lande durchgeführt wird, oftmals zum Abzug der Schwalben geführt hat. Nach dem Baupolizeigesetz muß seit einigen Jahren aus hygienischen Gründen jede Dungstätte mit einer Zementmauer eingefast werden. Im Sinne einer geordneten Landwirtschaft ist das unbedingt zu begrüßen, dadurch werden dem Acker viele Nährstoffe im Dünger erhalten, die sonst durch das Regenwasser fortgeschwemmt wurden und verloren gingen. Aber gerade mit diesen aus Lehm und Kot bestehenden Baustoffen stellen die Schwalben ihre Nester her! Durch die Einfassung der Düngerstätten ist sehr oft die Vorbedingung zum Nestbau genommen, es fehlt an den jauchigsten Pfützen im Dorf. Hier kann man auch abhelfen: an geeigneten Stellen im Dorfbild mache man flache Vertiefungen und werfe hier Dung hinein, der mit Wasser übergossen wird. Die Schwalben sind dafür dankbar und bauen recht fleißig. Dies macht man, wenn die ersten Schwalben ins Dorf kommen, und gerade unsere Landwirte sollten sich der Fürsorge der Schwalben ganz besonders annehmen. Wo Schwalben im Dorfe leben, da haben Mensch und Tier nicht so unter der Fliegenplage zu leiden, und wer flug ist, der geben den Schwalben Gelegenheit, im Stalle zu bauen. Durch Anbringung von kleinen Brettschen an den Wällen ist die Schwalbe sehr leicht zum Bauen zu bewegen. Mit Schwalben besetzte Ställe sind fliegenfrei.

Das Zusammenfallen all der genannten Umstände dürfte meines Erachtens die Ursache für das Aussterben unserer Schwalben sein. Eine seuchenartige Krankheit, welche die Reihen der Schwalben lichtet, ist bisher noch nirgends festgestellt worden. Wir haben es in der Hand, die so außerordentlich nützlichen Tierchen zu schützen und sie der Heimat zu erhalten. Denn die Schwalben gehören in unsere Dorfbilder, sie sind in Liedern und Worten Ausdruck der deutschen Seele geworden. Helft alle mit!



Der Bubikopf

„Na, Peter, du! Was machst du da
Mit Lottens Puppe Gisela?“
„Ach, Fritz! Das siehst du doch, du Tropf!
Ich schneid' ihr einen Bubikopf!
Das lange Haar ist unmodern,
Und Gisela mag's gar nicht gern!
Die Puppe Grete, schau doch nur,
Hat auch schon Bubikopf-Frisur!
Ich hab das Haar ihr abgeschneitten,
Denn Lotte hätt's wohl nicht gelitten
Doch während Lotte ausgegangen,
Hab ich geschwinde angefangen
Mit dieser großen scharfen Scher
Als feiner Bubikopf-Friseur!
Und wenn die Lotte kommt nach Haus:
Modern sehn ihre Kinder aus!
Sehr überrascht wird Lotte sein,
Und wird sich sicher fürchtbar freuen!“
— „Du, Peter — wenn das man so stimmt!
Ob's nicht die Lotte übernimmt!
Ich fürchte, Peter — fürchte sehr,
Noch Prügel kriegt der Herr Friseur!“

M. M. Behrens

